

Mitteilungen

Karl Alexander von Müller
1882—1964

Ein Stück deutscher und Münchner Wissenschaftsgeschichte wird lebendig, wenn wir des großen Historikers gedenken, mit dessen Namen die Ursprünge des Südost-Instituts verknüpft sind. Karl Alexander von Müller, Nachfolger Doeberls auf dem Münchner Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte, sodann Inhaber des ersten Lehrstuhls für deutsche Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, langjähriger Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Körperschaften, hat sich als Lehrer und Autor, als Anreger und Organisator hohes Ansehen erworben. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Gesamtwerk dieses bedeutenden Mannes zu würdigen, den die seltene Verbindung wissenschaftlicher und musischer Begabung zum Geschichtsschreiber im klassischen Sinne des Wortes werden ließ. Hier soll vielmehr der Dankespflicht genügt werden, die ihm unser Institut im besonderen schuldet.

Als das Südost-Institut am 23. Juni 1930 auf der Grundlage einer Stiftung des öffentlichen Rechts vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus ins Leben gerufen wurde, zählte Karl Alexander von Müller zu den Mitbegründern. Mit der Institutsleitung betraut, ist es ihm dank dem Gewicht seiner Persönlichkeit gelungen, der nicht geringen Schwierigkeiten Herr zu werden, mit denen die neue Gründung zu kämpfen hatte. Umsichtig und mit dem ihm eigenen, behutsamen Takt hat er das Institut in dem ersten Jahrfünft seines Bestehens auf jene Bahn gebracht, auf der es sich weit über den ursprünglich gesteckten Rahmen hinaus entfaltete. Er hat damit die Grundlagen mitgeschaffen, auf denen der von ihm berufene Fritz Valjavec aufbauen und das Institut zu einem Mittelpunkt europäischer Südostforschung machen konnte. Als langjähriges Mitglied des Stiftungsrates schließlich hat Karl Alexander von Müller bis in seine letzten Lebensstage an der Tätigkeit des Instituts regen Anteil genommen.

Wenn das Südost-Institut über allen Wandel und mancherlei Ungunst der Zeiten hinweg auf eine nun schon weit zurückreichende, kontinuierliche Wirksamkeit zurückblicken kann, so hat es Ursache, seines ersten Leiters Karl Alexander von Müller in steter Dankbarkeit und Verehrung zu gedenken.

M. B.

Johann Albrecht Freiherr von Rechwitz (1899—1962)

Von Rechwitz wurde als Sohn einer preußischen Offiziersfamilie 1899 in Lugano geboren. Schon in den Gymnasialjahren (seit 1909) vermittelten ihm weite Reisen den Blick für die große Welt.

1917 rückte er als Fahnenjunker in den Krieg. 1918 erlitt er eine schwere Verwundung, die Sehkraft und Arbeitskraft für immer beeinträchtigte. Im Herbst 1918 wurde er Student an der Universität Berlin. Seine Studien waren nicht von praktischen Berufszielen, sondern ausschließlich von inneren Neigungen bestimmt. Er war für die schönen Dinge des Lebens stets allseitig aufgeschlossen und verachtete den Zwang einer zweckbestimmten äußeren Zeiteinteilung. So studierte er zunächst mit dem Schwerpunkt Philosophie. In diesem Fache schrieb er bei Ernst Troeltsch, der ihn nachhaltig beeinflusste, seine Dissertation „Das A-Historische, das Historische und das Anti-Historische in der Philosophie Arthur Schopenhauers“ (ungedruckt).

Daneben studierte er Biologie, insbesondere Botanik und Tierpsychologie, Medizin, aber auch Literatur- und Kunstgeschichte. Seine botanischen Neigungen begründeten sein freundschaftliches Verhältnis zum „Blumen-Förster“ in Potsdam, den er damals oft besuchte. Mit der ihm eigenen Begeisterungsfähigkeit befaßte er sich mit den Neuerkenntnissen auf dem Gebiete der Tierpsychologie (Beobachtungsergebnisse der Azorenstation). Erst um 1928 entschied er sich endgültig für die Hinwendung zur Geschichtswissenschaft. Zum Studium der historischen Hilfswissenschaften nahm er damals an den Seminarübungen von Perels teil. Aus jener Zeit stammt die Freundschaft mit dem Historiker Wilhelm Treue. 1929 lernten sich beide in Berlin-Charlottenburg kennen.

In dem folgenden Jahrzehnt widmete er sich — mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft — Forschungen zur neueren balkanischen Geschichte, insbesondere Jugoslawiens. Als Ertrag dieser Studien erschien 1936 seine Darstellung der preußisch-serbischen Beziehungen in den Jahren 1866—1871. Mit dem damaligen jugoslawischen Gesandten Balugdzić war er befreundet. Nach Jugoslawien unternahm er viele Reisen, z. T. wohl auf dortige Einladung. Die damals gewonnenen Eindrücke von Land und Leuten haben ihn für sein ganzes Leben mit einem farbigen „Balkan-Enthusiasmus“ erfüllt.

Auf einer seiner Reisen entdeckte er die bisher unbeachtete Burganlage über dem kleinen Kloster Sv. Erasmo (bei Trebenischte). Er machte den Berliner Prähistoriker Wilhelm Unverzagt, den hervorragenden Kenner frühgeschichtlicher Burgen, darauf aufmerksam (1930). Die in den Frühjahrsmonaten der J. 1931 und 1932 von beiden durchgeführten zwei Grabungen deckten eine aus dem 6.—5. Jahrhundert v. Chr. stammende mächtige Burganlage mit Schildmauer, Türmen und Eckbastionen auf, die infolge ihrer schwer zugänglichen Lage und der darin bedingten Versorgungsschwierigkeiten als Fluchtburg für Notzeiten angesprochen werden muß.

Als er während des Krieges sich für den Denkmalschutz in Serbien zur Verfügung stellte, konnte er die siedlungsarchäologische Erforschung der Belgrader Festung anregen. Die in vielen Jahrhunderten zwischen Ungarn und Serben, Deutschen und Türken umkämpfte Festung Belgrad war vorher niemals systematisch erforscht worden. Auf Anregung von v. R., der sich auch der denkmalspfliegerischen

Mitteilungen

Erhaltung dieser Festung besonders annahm, wurde die Aufnahme und Durchforschung des Festungsgeländes in Angriff genommen. Der befreundete Wilhelm Unverzagt wurde wiederum damit beauftragt. Die von ihm geleitete Probegrabung wurde in zwei Abschnitten 1942 und 1943 durchgeführt. Es ließen sich verschiedene Siedlungsschichten nachweisen: eine ausgedehnte Siedlung der jungsteinzeitlichen „Vinča-Leute“, darüber eine Siedlung der „Kostolacer Kultur“, darüber eine römische Befestigungsanlage (wahrscheinlich Standlager der IV. Flavischen Legion). Die späteren Befestigungen stammen erst aus türkischer Zeit.

1942 erhielt er eine Dozentur für „Geschichte des Balkans“ an der Universität München. Infolge des Krieges konnte er seine Lehrtätigkeit erst im April 1946 aufnehmen. 1948 wurde er zum außerplanmäßigen Professor für „Geschichte Südosteuropas“ ernannt. Auch an der Hochschule für politische Wissenschaften hielt er Vorlesungen und Seminarübungen über Geschichte und Gegenwartsfragen Südosteuropas.

Das Bild des akademischen Lehrers zeichnet einer seiner Schüler — Prof. Dr. Friedrich Hermann Schubert (Kiel) — mit folgenden Worten:

„An der Universität München entfaltete Reiszitz eine überaus fruchtbare Lehrtätigkeit, in der er einen großen Schülerkreis um sich zu sammeln vermochte. Der besondere Reiz und die Originalität seiner Vorlesungen und Übungen lagen dabei darin, daß er mit einem minutiösen Sinn für das historische Detail, wie er in unserer ungeduldigen Zeit oft allzusehr abnimmt, stets scharfsinnige und anregende Perspektiven verband, welche die Geschichte Südosteuropas mit der des übrigen Europa verknüpften und auch die Geschichtsphilosophie berührten. Er baute hier auf der Methode seines Lehrers Ernst Troeltsch und der großen Tradition der Berliner historischen Schule auf. Auf diese Weise gelang es Reiszitz, nicht nur Spezialisten für die Südosteuropaforschung heranzuziehen — eine Reihe von ihm angeregter und betreuter Dissertationen zeugt für seine hierbei erzielten Erfolge. Außerdem gewann er das Interesse vieler Studenten, deren eigentliche Arbeitsgebiete die mittel- und westeuropäische Geschichte und andere verwandte Disziplinen waren, und führte sie an die besonderen Probleme der Geschichte der Balkanstaaten heran. Ebenso wie der wissenschaftlichen Ausbildung wurde Reiszitz der anderen großen Aufgabe des akademischen Lehrers gerecht. Er war seinen Studenten in vorbildlicher Weise ein menschlicher Ratgeber und Erzieher. Einen Abend der Woche widmete er dem geselligen Beisammensein mit seinen Seminarmitgliedern, für die diese Konvente ein fester Halt wurden. Hier hatte er immer ein offenes Ohr für alle ihre Nöte und half, wo er konnte. Gleichzeitig teilte er ihnen die große Lebensweisheit und Güte mit, die ihn in so hohem Maß auszeichneten. Reiszitz leistete damit, was für eine wirkliche Erziehung des Studierenden durch den akademischen Lehrer stets entscheidend ist. Darüber hinaus kam seiner menschlichen Fürsorge und Wärme in den Schwierigkeiten der Nachkriegszeit und an einer so großen Universität wie München, wo der persönliche Kontakt zwischen Lehrer und Schüler wegen der herrschenden Überfüllung stets gefährdet ist, noch besondere Bedeutung zu.“

Anfang Dezember 1958 erkrankte er schwer. 1960 machte ihm sein verschlimmter Gesundheitszustand die Fortsetzung der Lehrtätigkeit unmöglich. Am 25. Juli 1962 wurde er durch den Tod von seinem Leiden erlöst.

Mitteilungen

Veröffentlichungen:

- 1) Belgrad-Berlin, Berlin-Belgrad 1866—1871.
München, Berlin 1936, 242 S.
- 2) Die politische Entwicklung Jugoslawiens zwischen den Weltkriegen, in: Ost-europa-Handbuch. Jugoslawien. Köln 1954, S. 67—98.
- 3) Zum 100. Geburtstag von Konstantin J. Jireček, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. N.F. 2 (1954), S. 206—211.
- 4) Die Belgrader Mission des preußischen Majors I. G. Lothar von Schweinitz, 1892, in: Münchener Beiträge zur Slavenkunde, München (1953), S. 42—72.
- 5) Artikel in: Neue Deutsche Biographie
I, 287—288: Victor Franz Freiherr von Andrian-Werburg
I, 510—512: Kasimir Graf von Badeni
II, 65—66: Leopold Graf Berchthold
II, 643—646: Karl Ludwig Freiherr von Bruck
III, 620: Karl Detroit (-Mehmed Ali Pascha)
IV, 503—504: Johann Christian Engel.

Nachbemerkung: Ich bin mir darüber klar, daß ein Nachruf, der sich auf den fachwissenschaftlichen Ertrag dieses Lebens beschränken würde, der Breite und Farbigkeit dieser Persönlichkeit nicht gerecht werden könnte. Der vorliegende Versuch einer allgemeinen Würdigung beruht auf Angaben von Frau Elisabeth von Rechwitz sowie auf Hinweisen von Prof. Friedrich Hermann Schubert (Kiel), Prof. Wilhelm Treue (Göttingen) und Prof. Wilhelm Unverzagt (Berlin). — Für den äußeren Lebensweg verweise ich auf den Nachruf, den ich kürzlich in „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas“ N.F. 11 (1963) S. 470—471 veröffentlicht habe. — Über die genannten Ausgrabungen vgl. zwei kurze Berichte von Wilhelm Unverzagt:

1. Die Burganlage über dem Kloster Sv. Erasmo am Ochridasee. In: Germania 32 (1954) S. 19—21.
2. Neue Ausgrabungen in der Festung Belgrad. In: Praehistorische Zeitschrift 36 (1958) S. 271—274. — Zuerst veröffentlicht in dem durch Kriegseinwirkung größtenteils ohne Verbreitung gebliebenen Jubiläumshft von „Forschungen und Fortschritte“ 21 (1945), Nr. 1—6.

München

Georg Stadtmüller

Julius Fleischer (1889—1962)

Julius Fleischer, der verdienstvolle Erforscher österreichischer und ungarischer Barockkunst, verschied in seinem 73. Lebensjahr am 4. Februar 1962 in Wien. Der gebürtige Zipser begann seine Laufbahn im ungarischen Staatsdienst als Gymnasiallehrer. Erst verhältnismäßig spät, als Sekretär des Ungarischen Instituts für Geschichtsforschung in Wien kam er zur wissenschaftlichen Forschung. Nach der

Mitteilungen

Veröffentlichung von mehreren kleineren Untersuchungen in den Jahrbüchern des Museums für Schöne Künste in Budapest und des Wiener Ungarischen Instituts für Geschichtsforschung promovierte er 1931 bei Anton Hekler in Budapest mit einer Arbeit über den Barockmaler Johann Bergl. Fleischer wurde einer der eifrigsten Mitarbeiter der von Hekler angeregten und geführten ungarischen Barockforschung. Zusammen mit seinem Meister zeichnete er als Herausgeber der Schriftenreihe „Quellenschriften zur Geschichte des Barock in Österreich und Ungarn“. Im Band I veröffentlichte er selbst „Das kunsthistorische Material der geheimen Kammerzahlamtsbücher in den staatl. Archiven Wiens 1705—1790“ (Wien 1932) und wurde 1935 in Budapest habilitiert. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften gab 1935 seine zweite Quellenpublikation „Ungarische Schüler der Akademie der bildenden Künste in Wien“ heraus. 1941 wurde er zum Vorstand des Ungarischen Universitätsinstituts in Breslau ernannt. Mit einer Wienerin verheiratet fand Fleischer nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich nicht nur Zuflucht, sondern auch eine neue Heimat und Existenz. Von 1946 bis zu seiner 1956 erfolgten Pensionierung war er am Österreichischen Bundesdenkmalamt als Landeskonservator für das Burgenland tätig. Auch im Ruhestand arbeitete er weiter an der Kunsttopographie des Burgenlandes, wozu er als ein mit der Geschichte und Kultur Österreichs und Ungarns gleich vertrauter Forscher geradezu berufen war. Aus seinen neueren Arbeiten seien erwähnt: „Ein unbekannter Prunksarg des Balthasar Moll in Güssing“ (Österr. Zschr. f. Denkmalpflege 1950) und „Der Barockmaler Johann von Spillenberger“ (Wiener Jb. f. Kunstgesch. 1954). Julius Fleischers Quellenpublikationen sind unentbehrliche Nachschlagewerke geworden, sein ruhiges und heiteres Wesen haben alle, die ihn kannten, in freundlicher Erinnerung.

München

Thomas von Boggyay

Josef Hanika (1900—1963)

Am 29. 7. 1963 starb in München Universitätsprofessor Dr. Josef Hanika, wenige Monate nur nach der Gründung eines selbständigen Seminars für deutsche und vergleichende Volkskunde an der Universität München, dessen erster Vorstand er war. Mit großer Energie und Zähigkeit hatte er auf dieses Ziel hingearbeitet, von dem er sich eine Wirkungsmöglichkeit erhoffte, wie er sie einst in Prag besessen hatte. Er verwirklichte damit zugleich einen Wunsch aller in München tätigen Volkskundler, die auf eine selbstverantwortliche Vertretung ihrer Wissenschaft an der Universität schon seit Jahrzehnten, und immer vergeblich, gehofft hatten. Daß ihn der Tod die Frucht seiner Bemühungen nicht mehr genießen ließ, entspricht einer Tragik, die sein ganzes Leben überschattete, einer Tragik, in der sich das Schicksal seiner ganzen Generation verdichtet widerspiegelt.

Der am 30. Oktober 1900 in Mies Geborene promovierte 1925 in Prag mit einer Dissertation über die „Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel“ (Reichenberg 1927). 1937 habilitierte er sich, ebenfalls in Prag, und wurde dort 1943 zum ao. Professor für Volks- und Altertumskunde ernannt. Zwei Jahre zuvor hatte er in Eger ein volkskundliches Museum gegründet, das er in wenigen Jahren, die

Mitteilungen

ihm dort noch blieben, zu einer Forschungsstätte von anerkanntem Rang ausbaute. Nach Monaten der Haft kam er 1946 nach München, wohin seine Familie schon während seiner Gefangenschaft in Prag übersiedelt worden war. In der damaligen „Bayerischen Landesstelle für Volkskunde“, die selbst noch unter den Kriegsfolgen litt, wurde ihm ein bescheidener Arbeitsplatz eingeräumt. Mit der Übernahme der Geschäftsführung des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege erhielt er wieder festen Boden unter den Füßen. 1950 gründete er in München das „Institut für Kultur- und Sozialforschung“, das als volkskundliche Forschungsstelle für das Studium der fortschreitenden Eingliederung der Ostvertriebenen und für die vergleichende ostdeutsch-slawische Volkskunde gedacht war. Die Schriften dieses Institutes, von ihm zusammen mit Eugen Lemberg und Joseph Maria Ritz herausgegeben, zeigen die Fruchtbarkeit der Arbeit, die dort geleistet wurde. Schließlich gelang ihm die Rückkehr an die Universität: 1952 wurde er Lehrbeauftragter, 1955 planmäßiger ao. Professor in München, und seit 1959 vertrat er die Volkskunde als Ordinarius im Rahmen des Seminars für deutsche Philologie, bis im April 1963 die volkskundliche Abteilung verselbständigt wurde. Auch hier war seine Tätigkeit von großem Erfolg. Der Tod riß ihn aus einem wachsenden Kreis von Schülern, von denen noch einige unter seiner Obhut promovieren konnten.

Der schicksalhafte Einschnitt des Jahres 1945 zeichnet sich auch in seinem Schaffen ab. Sprachinselforschung und die tiefeschürfende Erörterung von Einzelproblemen der sudetendeutschen Volkskultur kennzeichnen seine Tätigkeit in der Prager Zeit. Nach der Umsiedlung beschäftigten ihn die Fragen der Eingliederung der Ostdeutschen in ihren neuen Lebensraum. Zeugnis davon gibt neben zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen die methodische Forschungsanleitung „Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung“ (Salzburg 1957). Außerdem widmete er sich in steigendem Maße Fragen der vergleichenden Volkskunde, wobei ihn vor allem urtümliche Brauchformen und Brauchelemente, Maskenrufe und Maskenrequisiten interessierten. Das Buch über die „Volkssage im Fichtelgebirge und in seinem Umland“ (Bayreuth 1959) gilt als ein Musterbeispiel kritischer Sagenforschung. Einen schönen Abschluß seiner Veröffentlichungstätigkeit bedeutet der stattliche Band der IRO-Volkskunde (München 1963), den er als ganzes redigierte, und dessen Deutschlandteil er zusammen mit Torsten Gebhard schrieb. Er erschien wenige Monate nach seinem Tod.

In den letzten Lebensjahren war Hanika schwer gezeichnet. Lange Zeiten der Krankheit wechselten mit immer kürzer werdenden Abschnitten fruchtbarer Schaffens. Immer seltener wurden die Stunden, in denen er, der oft Verschlussene, sich im Kreis seiner Schüler und Freunde löste und mit einer gewinnenden Heiterkeit aus seiner alten Heimat und von seinen „volkskundlichen Wanderungen“ erzählte. Bei Exkursionen in der neuen Heimat fiel sein Geschick der Gesprächsführung mit den Gewährsleuten auf. Besonders guten Kontakt gewann er zu bäuerlichen Menschen, wohl deshalb, weil er von Kindheit an mit bäuerlichem Arbeiten und Denken vertraut war.

Bedenkt man die vielen Zäsuren, von denen sein Schaffen durch die immer wechselnden Verhältnisse betroffen wurde, so wächst die Achtung vor einem Lebenswerk, das noch lange nachwirken wird.

München

Karl-S. Kramer

Maximilian Lambertz (1882—1963)

Am 26. August 1963 verstarb in Markkleeberg bei Leipzig der emeritierte Ordinarius für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig, Dr. phil. Maximilian Lambertz. Die internationale albanologische Forschung hat mit ihm einen ihrer namhaftesten Vertreter verloren.

Maximilian Lambertz wurde am 27. Juli 1882 in Wien geboren. Das pulsierende Leben der Donaumetropole bestimmte seine Jugendjahre, seine Gymnasial- und Studienzeit. Forschungsreisen führten ihn nach Italien, Griechenland und Albanien. München, viele Jahre wiederum Wien und schließlich Leipzig waren die Stätten seines Lebens und Schaffens. Seiner Heimatstadt aber blieb er zeitlebens, auch da er sich in der Fremde durchaus wohl fühlte, in Anhänglichkeit verbunden. Seine warmherzige und liebenswürdige Wiener Art und seinen wienerischen Akzent konnte und wollte er nie verleugnen.

Nach dem Besuche des Gymnasiums hatte Lambertz im Wintersemester 1900/01 an der Universität Wien das Studium der klassischen Philologie und der indogermanischen Sprachvergleichung aufgenommen und besonders in E. Hauler, P. Kretschmer und L. v. Schroeder die akademischen Lehrer gefunden, die sein wissenschaftliches Streben und seine spätere Tätigkeit entscheidend beeinflussten. Immer fühlte er sich den klassischen Sprachen besonders verbunden; und das kulturelle Erbe der Antike zu pflegen und zu wahren, war ihm Herzenssache und Bekenntnis. Sprache als Forschungsgegenstand sah er stets als Lebensäußerung ihrer Träger und deren Gesamtkultur. Schon seine von der Philosophischen Fakultät mit einem Preise ausgezeichnete Dissertation „Die griechischen Sklavennamen“ (Progr. Wien 1907) behandelte ein linguistisches Thema an einem philologisch sorgsam durchgearbeiteten Material. So ward er denn, soeben erst in den Schuldienst getreten, alsbald an den „Thesaurus Linguae Latinae“ nach München beurlaubt, wo er in gleicher Richtung weiterarbeiten konnte. Vier Jahre, 1907 bis 1910, verbrachte er dort, in denen Arbeit, Diskussion und Wanderungen einander ablösten und eine Reihe dauerhafter Freundschaften begründeten.

Nachhaltige Eindrücke aber hatte Lambertz eine Studienreise nach Italien und Griechenland vermittelt, die er dank eines Stipendiums noch vor seiner Promotion hatte unternehmen können. Nicht nur, daß ihn der Athener Linguist G. Hatzidakis für das Mittel- und Neugriechische gewann, ein Zufall lenkte seine Aufmerksamkeit auf ein ganz neues Arbeitsfeld, das der Albanologie. Er erzählte es immer wieder gern, wie er bei einem Ausflug nach Theben auf albanischsprechende Hirten traf — Nachfahren jener im Spätmittelalter nach Mittelgriechenland und der Peloponnes eingewanderten Südalbaner, die heute fast völlig gräzisiert sind — und ihre Sprache seine Neugier erregte. Einige Jahre später, unterdessen als Gymnasiallehrer in Wien tätig, griff Lambertz diese Anregung auf und reiste 1913 und 1914 jeweils für einige Wochen nach Süditalien, um die dort gesprochenen albanischen Mundarten kennenzulernen. Der vorläufige Ertrag dieser linguistischen Feldarbeit war der Aufsatz „Die albanischen Dialekte Unteritaliens“ (Idg Jb 2, 1915, 1—30). Die Verarbeitung des Materials zu einer historisch-grammatischen Skizze der italo-albanischen Mundarten der Molise brachten erst später die „Italo-albanischen Dialektstudien“ (ZvglSprf 51, 1923, 259—290; 52, 1924, 43—90; 53, 1925, 66—79, 282—307). Die erste Frucht der Beschäftigung mit dem Albanischen war schon das mit dem in Wien lebenden Albaner G. Pekmezi bearbeitete praktisch

Mitteilungen

angelegte „Lehr- und Lesebuch des Albanischen“ (Wien, Leipzig 1913, = Die Kunst der Polyglottie 107). Vor allem aber durch eine, noch heute mustergültige, syntaktische Studie, „Die hypothetische Periode im Albanischen“ (IdgForschgn 34, 1914/15, 44—208), konnte sich Lambertz als kompetenter Kenner des Albanischen ausweisen.

Als bald fand er denn Gelegenheit, sich in Albanien selbst umfassende Landeskennnisse zu erwerben und linguistisch-folkloristische Forschungen zu treiben. Im Auftrage der Balkankommission der Wiener Akademie der Wissenschaften bereiste er 1916 Nord- und Mittelalbanien (vgl. Anzeiger d. K. Akademie d. Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl. 1916, 1—27). Anschließend brachte ihn der Militärdienst in diese von den österr.-ung. Truppen besetzten Landesteile zurück. Zu den kulturellen Aufgaben, mit denen ihn die Heeresverwaltung betraute, gehörte die Beaufsichtigung des Schulwesens. Weiter war er Redaktionsmitglied der in Shkodër erscheinenden Zeitschrift „Posta e Shcypniës“ (1916—1918), die er selbst um viele gediegene Beiträge bereicherte. Dabei entstand sein anziehend geschriebenes Büchlein „Die Volkspoesie der Albaner“ (Sarajevo 1917, = Zur Kunde d. Balkanhalbinsel II 6), das bereits seine volkskundlichen Neigungen verriet. Wesentlichen Einfluß besaß er in der „Komisija Letrare Shqipe“ in Shkodër, die sich mit der Kodifizierung einer albanischen Schrift- und Amtssprache befaßte und ihn als einzigen ausländischen Vertreter zugezogen hatte (Laimet e Komisis Letrare Shqipe në Shkodër, Vëll. I 1/2, Vjenë 1918).

Nach Kriegsende in die Heimat zurückgekehrt, widmete sich Lambertz der Bearbeitung seiner reichhaltigen Sammlung folkloristischer Texte. In verhältnismäßig kurzer Zeit konnte er eine Veröffentlichung vorlegen, die für Dialektologen und Folkloristen eine gleichermaßen aufschlußreiche Quelle von bleibendem Wert darstellt, die „Albanischen Märchen (und anderen Texte zur albanischen Volkskunde)“ (Wien 1922, = Schriften d. Balkankommission d. Wiener Akademie der Wissenschaften, Linguist. Abt. 12). Die einleitende Studie über den albanischen Volksglauben und die märchenkundlichen Anmerkungen ließen das Lambertz eigene Streben, sich neue wissenschaftliche Sachbereiche zu erschließen, deutlich werden und trugen ihm sofort die Anerkennung der Volkskundler ein. Märchen des Balkans durch Übersetzungen einem breiteren Kreise zugänglich zu machen, war das Anliegen der „Märchen vom Goldenen Horn“ ([Griechische Märchen aus dem Mittelalter] Wien 1922, = Irgendwo und Irgendwann 9) und der albanischen Märchensammlung „Zwischen Drin und Vojusa“ (Wien 1922, = Irgendwo und Irgendwann 10).

Die folgenden beiden Jahrzehnte brachten Lambertz mancherlei Enttäuschungen und Härten. So mußte er — im Zusammenhang mit den innenpolitischen Vorgängen von 1934 — aus dem Schuldienst scheiden. Aber seine Energie blieb ungebrochen. Er entschloß sich noch, regelrecht evangelische Theologie zu studieren und fand in dem Wiener Neutestamentler R. A. Hoffmann einen Gelehrten, dessen philologischer wie theologischer Sachkundigkeit er sich anvertraute. Die Mißgunst der Zeiten aber machte auch hier gehegte Hoffnungen zunichte. Er verließ Wien und ging als Volontär zu dem ihm wohl vertrauten „Thesaurus“ nach München zurück. Damals brach die alte Neigung zum Neugriechischen wieder hervor und fand in dem Aufsatz „Der literarische Charakter der kretischen Dramen Στάθης und Γύπαρις“ (ByzZ 41, 1941, 319—339) ihren Niederschlag. 1943 führte Lambertz ein Vortrag nach Leipzig. Die Stadt sagte ihm so zu, daß er wenig später dorthin

Mitteilungen

übersiedelte. Nun nahm er seine albanologischen Arbeiten wieder auf, zunächst in zwei zusammenfassenden Aufsätzen, „Die Mundarten der albanischen Sprache und ihre Erforschung“ (LpzVjschrSOEur 7, 1943, 123—160) und „Das Werden der albanischen Literatur“ (ebd. 160—174).

Erst nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes durfte der unterdessen Dreiundsechzigjährige auf ein günstigeres Schicksal hoffen. Zunächst wieder als Oberstudiendirektor tätig, fanden seine wissenschaftlichen Verdienste nun darin eine — wenn auch späte — äußere Anerkennung, daß er zum Honorarprofessor an der Universität Leipzig ernannt wurde. Ende 1946 folgte die Berufung auf das Ordinariat für vergleichende Sprachwissenschaft und zugleich die Ernennung zum Dekan an der neugegründeten Pädagogischen Fakultät. Die vielfältigen Aufgaben, die er in einer Zeit des völligen Neubeginns unter schwierigen äußeren Bedingungen zu lösen hatte, packte er tatkräftig und freudig an. Als Direktor des Indogermanischen Institutes waltete er bis Ende 1957 seines Amtes. Seine vornehmste Lehrverpflichtung sah er darin, die im Interessenkreise der klassischen Philologen liegenden linguistischen Bereiche zu pflegen. Der beste Teil seiner Arbeitskraft und seines Fleißes konzentrierte sich indes auf die Weiterführung seiner albanologischen Forschungen. Bemerkenswerterweise traten linguistische Spezialarbeiten (z. B. „Zwei Albanica“ IdgForschgn 60, 1952, 302—310; „Zur albanischen Umgangssprache“ Lingua Posn 7, 1959, 85—144) gegenüber der Beschäftigung mit Volks- und Kunstliteratur zurück. In der Abhandlung „Die Volksepik der Albaner“ (zuerst WZUL 4, 1954/55, 243—289, 439—473, dann selbständig Halle 1958; vgl. „Disa të dhëna gjeografike në lidhje me ciklin e Mujit e të Halilit“ BulShkShoq 9/2, 1955, 63—70) untersuchte er die epische Technik eines albanischen Heldenliederzyklus, den er gleichzeitig in einer Übersetzung vorlegte. Und in der Studie über „Giulio Variboba“ (ZvglSprf 74, 1956, 45—122, 185—224), einen italo-albanischen Dichter des 18. Jh.s, vermochte er dessen Werk mit ebensolchem Einfühlungsvermögen zu würdigen wie er andererseits dessen Wortschatz durch eine eingehende Untersuchung für die albanische Sprachgeschichte nutzbar machte. In letzter Zeit befaßte er sich mit dem albanischen Drama (vgl. SOF 19, 1960, 316—325). Daneben ist Lambertz den Lesern dieser Zeitschrift als sorgsamer Berichterstatter über die wissenschaftliche Tätigkeit in Albanien bekannt. Durch Referate und Rezensionen informierte er in umfassender Weise über die albanischen Forschungen zur albanischen Linguistik und Literatur, Volkskunde und Geschichte.

Praktischen Bedürfnissen sollten das „Albanische Lesebuch“ (2 Bde. [Grammatik, Texte; Übersetzung], Leipzig 1948) und der „Lehrgang des Albanischen“ (3 Bde. [Wörterbuch, Chrestomathie, Grammatik], Berlin 1954/1955; Halle 1959) dienen.

Die albanische Literatur durch Übersetzungen aus ihrer Verborgenheit herauszuheben und den Bildungsbeflissenen nahezubringen, schien Lambertz eine Verpflichtung, die ihm als Albanologen auferlegt war. So entstanden die Märchensammlung „Die geflügelte Schwester und die Dunklen der Erde“ (Eisenach 1952), der Erzählungsband „Albanien erzählt“ (Berlin 1956, = Literatur d. Volksdemokratien 7) und die kommentierte zweisprachige Ausgabe von Kolë Jakovas Drama „Toka Jonë“ (Halle 1961). Seine bedeutendste und gediegenste Leistung dieser Art ist zweifellos die Übertragung der „Lahuta e Malcís“ des Shkodraners Gjergj Fishta (1871—1941). Dieses albanische Großepos verstand er in meisterhafter und wahrhaft kunstvoller Weise in deutsches Sprachgewand zu kleiden, ohne daß

Mitteilungen

das albanische Kolorit dabei verlorengegangen wäre. War er dem Dichter durch Jahrzehnte hindurch in enger Freundschaft verbunden gewesen, so konnte auch dessen posthume politische Ächtung ihn nicht in der Überzeugung beirren, daß Gjergj Fishta der wirklich Große der albanischen Dichtkunst gewesen sei, der ein unvergängliches, der Weltliteratur würdiges Werk geschaffen habe. Während der Vorabdruck der Einleitung zur Übersetzung noch hatte in Leipzig veröffentlicht werden können („Gjergj Fishta und das albanische Heldenepos *Lahuta e Malcís*“, 1948), mußte die Übersetzung selbst in München um Asyl ansuchen (1958, = Südosteuropäische Arbeiten 51). Dem Andenken des dahingegangenen Freundes widmete er zu dessen 20. Todestage den Essay „Die homerische Frage und das albanische Großepos“ (*Shêjzat* 5, 1961, 385—391). In Fishtas Werk, das in langen Jahren aus den Stoffen und nach der Technik der nordalbanischen Kurzepen geschaffen und erst nach mehreren Umarbeitungen zur endgültigen Fassung gediehen war, glaubt Lambertz die moderne Parallele gefunden zu haben, welche die homerische Frage löst. Man mag es als ein Walten der Tύχη ansehen, daß in dieser seiner letzten Arbeit, deren Erscheinen er erleben durfte, die beiden Wissensbereiche vereint zu Wort kommen, die ihn durch sein Leben begleiteten: klassische Altertumskunde und Albanologie.

Durch seine liebenswürdige Art, sein heiteres Wesen und seine Begeisterungsfähigkeit gewann Maximilian Lambertz alle, die ihm im persönlichen Umgang begegneten. Trotz, vielleicht gerade wegen der Enttäuschungen, die er hatte erfahren müssen, war er stets bemüht, sich für andere einzusetzen. Wer sich durch Aufgewecktheit oder Fleiß sein Vertrauen und seine Wertschätzung erwarb, den förderte er nach Kräften. Für Wünsche und Sorgen hatte er stets Verständnis, nie versagte er Rat und Hilfe. Er sah auch selbst, wo und wie er Not lindern und Freude bereiten konnte. Durch seine menschliche Wärme und seine Hilfsbereitschaft wird Maximilian Lambertz all denen, die ihn kannten, in Erinnerung bleiben.

Elversberg/Saar

Claus Haebler

Heinrich Felix Schmid (1896—1963)

In Heinrich Felix Schmid verlor unser Fach einen Gelehrten von erstaunlicher Breite des Wissens. Er beherrschte — mit Ausnahme des Ungarischen — alle für das Fach wichtigen Sprachen vom Neugriechischen bis zum Russischen und war ein hervorragender Kenner der Geschichte aller Völker des Ostens Europas, wie sie in unserer Zeit der fortschreitenden Spezialisierung immer seltener werden. Aber weder sein Interesse noch sein Wissen waren auf den Osten beschränkt, er war mit dem romanischen Kulturkreis ebenso sehr vertraut; somit waren alle drei großen Völkerfamilien Europas für ihn eine lebendige Realität. Die Kenntnis vieler Sprachen und die Weite des Wissens verleiteten ihn jedoch nicht zu seichten Verallgemeinerungen, bis zum Ende seines Wirkens achtete er immer auf Exaktheit und Klarheit, ließ Verallgemeinerungen nur dann gelten, wenn sie aus einer gründlichen Detailkenntnis gewonnen waren. Als Rechtshistoriker wählte er nicht Themen des reinen Formalrechtes, sondern bemühte sich immer um Ergebnisse von sozialgeschichtlicher Bedeutung, beschäftigte sich vorzüglich mit rechtlichen Organisationsformen, die das religiöse und wirtschaftliche Leben der Menschen direkt betrafen und mitbestimmten.

Mitteilungen

Er hatte in seiner Studienzeit kaum historische Vorlesungen besucht, wollte ursprünglich Pastor werden, dann in den diplomatischen Dienst eintreten, studierte in Leipzig und Berlin eigentlich Jura und nur nebenbei Slawistik, erhielt als Siebenundzwanzigjähriger den Lehrstuhl für Slawistik in Graz, beschäftigte sich in seiner Grazer Zeit (1923—1938 und 1945—1947) vorwiegend mit der Geschichte der westslawischen Kirchenorganisationen im Mittelalter und erhielt schließlich auf Grund seiner hervorragenden Forschungen auf diesem Gebiet im Jahre 1948 den Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte an der Universität Wien. Hier wirkte er bis zu seinem Tode; in seinen Forschungsarbeiten konzentrierte er sich jedoch vor allem auf die Geschichte des italienischen Privatrechtes im Mittelalter. Die Planlosigkeit des Werdeganges Schmidts als Forscher ist jedoch nur scheinbar, und sieht man davon ab, daß er auf das Thema der westslawischen Kirchenorganisation in Weiterverfolgung einer Arbeit kam, die er auf Grund eines Preisausschreibens der Berliner Juridischen Fakultät verfaßt hatte, entbehrt die weitere Entwicklung nicht der Folgerichtigkeit, denn er kehrte immer wieder zu Themen der Geschichte der Institutionen zurück und es war fast immer das Wandern von solchen Institutionen von einem Kulturkreis in den anderen, dem er nachging. Die Kirche des Mittelalters mußte für ihn ganz besonders interessant sein, denn sie trug römisch-rechtliche Organisationsformen in Gebiete mit einer ganz anders gearteten Sozial- und Wirtschaftsstruktur als die des Römischen Reiches. Die Anpassung römisch-rechtlicher Organisationsformen, die im Frühmittelalter bereits durch germanische Elemente modifiziert waren, an die Verhältnisse in den westslawischen Ländern beschäftigte ihn während der Zwischenkriegszeit, sein umfangreiches Werk zu dieser Frage erschien im Jahre 1938 in Buchform (Die rechtlichen Grundlagen der Pfarrorganisationen auf westslawischem Boden und ihre Entwicklung während des Mittelalters). Der Krieg und die unmittelbare Nachkriegszeit unterbrachen für viele Jahre seine Forschungsarbeit. Als die Verhältnisse sich wieder geordnet, er sich in Wien eingerichtet hatte und wieder mit Forschungsarbeiten beginnen konnte, waren es Fragen der mittelalterlichen Geschichte Südosteuropas, auf die er sein Interesse konzentrierte. Hier war ja auch das Bild am buntesten, die verschiedenen Überschichtungen und Einflüsse ganz besonders vielfältig und für einen Rechtshistoriker schon deshalb geradezu aufregend, weil hier neben bodenständigen Residuen römisch-rechtlicher Formen, deren byzantinisch-griechische und italienische Varianten einander überschneiden, römisches Vulgärrecht und Justinianische Kodifikation in einer vorwiegend, aber nicht ausschließlich slawischen Gemeinschaft wirkten und ganz eigenartige synkretistische neue Rechtsformen und Institutionen hervorbrachten. Durch Südosteuropa lief die Grenze zwischen griechischem und römischem Substratum, hier lebten verschiedenartige Völker nebeneinander, hier verlief seit dem Hochmittelalter die Grenze zwischen der Ostkirche und dem Jurisdiktionsbereich des Heiligen Stuhls.

Nicht seine Kontakte mit Polen, sondern seine persönlichen Eindrücke während des Aufenthaltes in Serbien und Bulgarien im Winter 1915/16 hatten Schmid veranlaßt, später in Leipzig bei Murko mit slawistischen Studien zu beginnen. Während seiner Lehrtätigkeit in Graz hatte er ständigen Kontakt mit Fragen Südosteuropas, bereits in den J. 1924 und 1925 veröffentlichte er Besprechungen von slowenischen und serbischen Publikationen, später auch von bulgarischen; doch erst nach dem Kriege, nach Vollendung seiner großen Arbeit über die westslawi-

sche Kirchenorganisation, widmete er sich der südosteuropäischen Rechtsgeschichte. Anfangs liefen die Arbeiten über die Einwirkungen byzantinischen Rechtes mit solchen über westliche Einflüsse parallel. Aus jenen Forschungen ging — neben einigen kleineren Studien — die Arbeit über das byzantinische Zehntwesen hervor (verfaßt 1949, erschienen im Jahrbuch der Österreichischen Byzantinischen Gesellschaft, Band 6, 1957), in der Schmid an einem konkreten Problem zeigte, wie im kulturellen und rechtlichen Ausstrahlungsbereich von Byzanz (Bulgarien, Serbien, Rußland und Walachei) westliche und östliche Formen der Abgabeneinhebung die jeweiligen Erscheinungen mitbestimmten; das Thema mag vielleicht eng erscheinen, doch eben die Nähe zum Gegenstand und die erstaunliche Detailkenntnis von Rechtsformen in beiden Kulturgemeinschaften unterscheidet Schmid's Arbeit vorteilhaft von den vielen Äußerungen zum West-Ost-Thema, die doch meist in allgemeinen Betrachtungen stecken bleiben.

Anschließend wandte sich Schmid dem dalmatinischen Stadtrecht zu. Die Südslawische Akademie der Wissenschaften hatte in den J. 1948—1951 in vier Bänden die ältesten Teile der Stadtbücher von Dubrovnik, Trogir und Kotor aus dem 13. und 14. Jahrhundert ediert. Aus diesen Texten ließen sich nicht nur reichlich Angaben über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in diesen Städten schöpfen, sondern auch über die Herausbildung des Notariatswesens. Dieses läßt sich auf italienische Vorbilder zurückführen, ja in einigen Fällen ist uns sogar die Herkunft einzelner aus Italien in die dalmatinischen Städte eingewanderter Notare genau bekannt. Diesem Einströmen italienischer Institutionen und Rechtsformen widmete Schmid besondere Aufmerksamkeit, er verglich im einzelnen die Gemeinsamkeiten mit den italienischen Städten, vor allem mit Venedig und Ancona. Die Ergebnisse dieser auf einen beschränkten Quellenbestand konzentrierten Forschung befriedigten Schmid so sehr, und das Fehlen einer umfassenden Darstellung der Entwicklung des Notariatswesens im besonderen und der rechtlichen Institutionen der Städte im allgemeinen in Italien machte sich bei dieser Arbeit so nachteilig bemerkbar, daß er sich entschloß, die Italien und Dalmatien gemeinsame Entwicklung in einem umfangreichen Werk zusammenzufassen. An diesem Werk über „Ursprung, Entwicklung und rechtliche Bedeutung der Notarsurkunde und des Notarsregisters in Italien und Dalmatien bis zum 13. Jahrhundert“ arbeitete Schmid während der letzten zehn Lebensjahre. Mit welcher Gründlichkeit er an das Thema heranging und wie er bemüht war, die Entwicklung von ihren Anfängen an zu erfassen, sieht man an dem umfangreichen Aufsatz über „Das Weiterleben und die Wiederbelebung antiker Institutionen im mittelalterlichen Städtewesen“. Gleichzeitig wollte er auch — wohl zum Teil gegründet auf demselben Material — das „Verhältnis von Kirche und Stadt in Italien und Dalmatien im Mittelalter“ in einer gesonderten Forschungsarbeit darstellen. Beide Themen sind außerordentlich umfangreich und die Zeit, die Schmid neben seinen vielen anderen Aufgaben für die Forschungsarbeit erübrigen konnte, war karg bemessen. Es war ihm nicht gegönnt, weder das eine noch das andere Werk zu vollenden. Gelegentlichen Äußerungen kann man jedoch entnehmen, daß Dalmatien in diesen Arbeiten nur noch einen geringen Raum einnehmen sollte, gleichsam als eine Variante des italienischen Rechtes; dennoch soll man die Bedeutung der Erforschung dieser Themen für die Geschichte des städtischen Lebens in Dalmatien nicht unterschätzen, bildeten doch Dalmatien und Italien in dieser Zeit in vieler Hinsicht eine Einheit, und eben dieser Einheit, die der Sache entsprang, wollte sich Schmid

Mitteilungen

nicht entziehen, auch wenn er somit die heute geltende fachliche Abgrenzung im akademischen Bereich überschritt.

Er mochte die Grenzen nicht, er reiste gerne in andere Länder, pflegte mit großer Freude den Kontakt zu ausländischen Kollegen, verabscheute nationale Vorurteile und widmete schließlich auch einen guten Teil seiner Energie der letzten zwölf Lebensjahre der praktischen Arbeit am Abbau der von den Menschen geschaffenen Grenzen und Absonderungen, denn eben in dem Sinn verstand er seine Tätigkeit im Internationalen Historikerverband. In den J. 1950—1960 war er Mitglied des Büros, einer Art von Organisationsausschuß dieses Gremiums, das alle nationalen Historikerverbände zusammenfaßt, internationale Publikationsvorhaben betreut und die internationalen Historikerkongresse organisiert. Anfangs vertrat er hier auch die Interessen der Historiker des gesamten deutschen Sprachbereichs und der Länder Osteuropas, die erst vom J. 1955 an wieder aktiv an der Tätigkeit dieser Weltorganisation teilnehmen konnten. Im J. 1960, während des 11. Internationalen Historikerkongresses in Stockholm, wurde er zum Präsidenten des Comité International des Sciences Historiques gewählt. Es war dies eine wohlverdiente Anerkennung seiner Verdienste nicht nur um den Verband, an dessen internationalen Projekten er aktiv mitarbeitete, sondern auch ganz allgemein um die Verständigung der Völker und um die Vertiefung der gegenseitigen Achtung der Fachgenossen aller Länder, für die er sich von Jugend an so sehr eingesetzt hatte. Von den vielen lobenden Worten, mit denen man seine Tätigkeit in den Nachrufen anerkannte, hätte ihm wohl die posthume Ernennung zum „Gesandten der polnischen Wissenschaft“ durch Michał Sczaniecki die größte Freude bereitet. Wenn auch seine Vermittlertätigkeit zwischen polnischer und deutscher Historiographie besonders augenfällig war und sichtbare Anerkennung von polnischer Seite erfuhr (er war Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften), so war es jedoch auch in diesem Bereich keineswegs seine Absicht gewesen, diese Vermittlertätigkeit auf Polen und die deutschen Historiker zu beschränken. Nach dem zweiten Weltkrieg hat er vielmehr versucht, diese Vermittlertätigkeit in ganz großem Stil aufzuziehen durch die Herausgabe einer Zeitschrift, die den Westen über den Osten informieren sollte. Alle Länder des Ostens waren hier gleichermaßen berücksichtigt und die Zeitschrift (Blick nach Osten) erschien gleichzeitig in deutscher, französischer und englischer Sprache. Die politischen Verhältnisse nach 1948 waren jedoch denkbar ungünstig für Schmidts Bemühungen um Verständigung und Kontakte, nach dem zweiten Jahrgang mußte die Zeitschrift eingestellt werden. Erst nach 1955 konnte er seine Vermittlerbemühungen wieder aufnehmen, nun aber vor allem im Rahmen des Internationalen Historikerverbandes und anderer wissenschaftlicher Vereinigungen. Auch hier wandte er sein Interesse besonders Südosteuropa zu, pflegte Kontakte zu bulgarischen, jugoslawischen, rumänischen und ungarischen Kollegen und hat sich wiederholt in Debatten gegen die Geringschätzung gewandt, die sich gegenüber den Völkern Südosteuropas häufig zeigt, ja er konnte geradezu heftig werden, wenn jemand etwa den Berliner Kongreß lobte, anstatt die Großmächte dafür zu tadeln, daß sie über das Schicksal der Balkanvölker entschieden, ohne diese als gleichberechtigte Partner anzuerkennen und an der Schaffung der neuen Ordnung mitwirken zu lassen. Und er wurde bis zum Ende seines Lebens nicht müde, gegen das Ignorieren der wissenschaftlichen Leistung der Historiker des Ostens Europas anzukämpfen. Unsere Kollegen in den

Ländern unseres Fachgebietes haben einen guten Freund und leidenschaftlichen Verfechter ihrer Anliegen und wir alle haben in Heinrich Felix Schmid einen bedeutenden Vertreter unseres Faches verloren.

Wien

Walter Leitsch

Nikola Radojčić (1882—1964)

Am 12. November 1964 verschied in Belgrad unerwartet der frühere Ordinarius für serbische und kroatische Geschichte an der Universität Laibach, Dr. Nikola Radojčić. Mit ihm ist der letzte bedeutende Vertreter jener serbischen Historikergeneration dahingegangen, die noch aus der Schule Konstantin Jirečeks kam. Die SOF brachten aus Anlaß des 80. Lebensjahres von Prof. N. Radojčić von berufener Seite eine eingehende Würdigung des wissenschaftlichen Werkes des Verewigten (Dj. Sp. Radojčić in SOF XXI S. 406 ff.). Es sei hier darauf verwiesen.

Der 1882 im Dorfe Kuzmin in Syrmien Geborene entstammte einer Familie, die nach dem mißglückten ersten serbischen Aufstand unter Karadjordje aus der Mačva auf österreichisches Gebiet abgewandert war. Nach Absolvierung des berühmten serbischen Gymnasiums zu Karlowitz (Srem. Karlovci) studierte R. an den Universitäten Zagreb, Graz, München, Jena und Wien. Nach seiner Promotion in Zagreb wirkte er zunächst als Gymnasiallehrer in Karlovac (Karlstadt) und Karlowitz, um dann nach Gründung der Universität Laibach 1920 als Professor der serbischen und kroatischen Geschichte an diese berufen zu werden. Die Ereignisse von 1941 führten ihn nach Belgrad, wo er sich ein neues Heim geschaffen hatte und wo er nunmehr seine Arbeitskraft ganz der Serbischen Akademie der Wissenschaften widmete. Das wissenschaftliche Werk des Verstorbenen ist sehr umfangreich und zählt weit über 400 Titel. Neben grundlegenden Arbeiten zur mittelalterlichen Geschichte Serbiens war es vor allem die Geschichte der serbischen Historiographie, die ihn interessierte und über die er zahlreiche Beiträge veröffentlichte. Leider ist es nicht mehr zu einer seinerzeit geplanten zusammenfassenden Darstellung derselben gekommen. In den letzten Jahren befaßte sich R. insbesondere auch mit rechtshistorischen Fragen. Neben seiner jetzt grundlegenden Neuausgabe des Gesetzbuches des Zaren Dušan (vgl. SOF XXI 460) sei hier die Veröffentlichung des neugefundenen Bergwerksgesetzes des Despoten Stefan Lazarević erwähnt (ebda. 460 f.). Eine seiner letzten Arbeiten ist sein Beitrag über Graf Georg Branković und Justiniana Prima in dem mir gewidmeten Band XXII der SOF. R. war ein gründlicher und gewissenhafter Forscher, gleichgültig ob es sich nun um die Bearbeitung eines so wichtigen Themas handelte, wie die mittelalterlichen serbischen Reichstage (Sabori), oder auch nur um die liebevolle Herausgabe einer alten, bescheidenen Dorfchronik seines Heimatortes Kuzmin. Und diese wissenschaftliche Akribie zeigte sich schon rein äußerlich in seinen peinlich sauberen Manuskripten, ob sie nun mit der Maschine geschrieben waren oder in seiner charakteristischen steilen Handschrift.

Mit Nikola Radojčić ist nicht nur ein bedeutender Gelehrter dahingegangen, sondern vor allem auch ein lauterer Charakter, eine anima candida, wie man sie heute so selten findet. In den fünfzehn Jahren unseres gemeinsamen Wirkens an

der Universität Laibach durfte ich diesen aufrichtigen und liebenswürdigen Menschen als stets hilfsbereiten Freund kennen und schätzen lernen. Sein Hingang bedeutet für die jugoslawische Wissenschaft, im besonderen für die Serbische Akademie der Wissenschaften einen umso empfindlicheren Verlust, als sich Prof. Radojčić bis zuletzt einer unerschöpflichen Arbeitskraft und kräftigen Gesundheit erfreuen konnte. Nur einer vorübergehenden Unpäßlichkeit wegen hatte er sich ins Krankenhaus begeben, um sich dort einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Die Ärzte waren, wie mir der Sohn, der derzeitige Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Belgrad, Prof. Dr. Svetozar Radojčić, schrieb, mit der Untersuchung sehr zufrieden, als das Herz völlig unerwartet versagte. Ruhig und still, wie er gelebt hatte, ist Radojčić dort verschieden.

Graz

Balduin Saria

„Schriften der ungarischen Jakobiner“

Aus Anlaß einer Budapester Quellenpublikation

Das madjarische Schrifttum über die sogenannten ungarischen Jakobiner ist überaus umfangreich; Dominik Kosáry bringt im zweiten Band seiner verdienstvollen historischen Bibliographie 1954 über elf Seiten einschlägiger Literaturhinweise¹⁾. Der Urheber und Führer des Komplotts der „Jakobiner“, Ignaz von Martinovics — Franziskanermönch, Professor an der Lemberger Universität, mit geheimen Aufgaben betrauter Mitarbeiter Kaiser Leopolds II., zuletzt Konfident der Polizei des Kaisers Franz, 1795 enthauptet — wird von ungarischen Autoren aller Richtungen einhellig als eine Schlüsselfigur, die von ihm angezettelte Verschwörung als ein Wendepunkt in der Entwicklung des Stephansreiches in der franziszeischen Zeit dargestellt. Im einzelnen aber widersprechen einander die Forscher oft aufs krasseste. E. Mályusz schildert Martinovics als „verderbten Abgesandten der Hölle“, wogegen das Oberhaupt der ungarischen „Jakobiner“ A. Móds als politisches Genie und edler Märtyrer erscheint, und während L. Szimonidesz (ähnlich wie Jahrzehnte zuvor schon L. von Kossuth) annimmt, die Verschwörung sei das Werk der Polizei gewesen, erblickt G. Spira im Komplott eine zwar auf eine schmale Schicht beschränkte, aber echte revolutionäre Unternehmung.

Angesichts solch tiefer Meinungsunterschiede war die Rückwendung zu den Quellen überfällig, als 1950 in Budapest beschlossen wurde, die Akten und die Hauptwerke der ungarischen „Jakobiner“ publizieren zu lassen. Das Motiv hierfür war sicherlich nicht der Wille zur Erschließung der historischen Wahrheit, sondern der Wunsch, propagandistisch verwertbare Ahnenbilder für die über Ungarn herrschende politische Partei zu erarbeiten; hatte ja schon die Ungarische Räterepublik von 1919 versucht, das eigene Ansehen mittels einer Art Martinovics-Kult zu mehren. Der Beschluß von 1950 trug trotzdem wertvolle Früchte, denn Koloman Benda, der Herausgeber der nunmehr in drei Bänden vorliegenden, der älteren Reihe „*Fontes Historiae Hungaricae Aevi Recentioris*“ eingefügten, unter der

¹⁾ Dominik Kosáry, *Bevezetés a magyar történelem forrásaiba és irodalmába* [Einführung in die Quellen und in das Schrifttum der ungarischen Geschichte], II, Budapest 1954, S. 507 ff.

Mitteilungen

Ägide der Ungarischen Historischen Gesellschaft im Akademischen Verlag in Budapest erschienenen Quellensammlung²⁾ vermochte seine editorische Aufgabe im Geist vorurteilsfreier Wissenschaftlichkeit zu erfüllen.



Aus dem Inhalt des ersten Bandes seien erwähnt: eine umfangreiche Einleitung des Herausgebers; Auszüge aus den zum Teil in josephinischer und leopoldinischer Zeit entstandenen Werken Martinovics' und der späteren Mitverschworenen; vielfältige Schriftstücke — Briefe, Eingaben, politische Entwürfe usw. — zur Geschichte dieses Personenkreises besonders in der leopoldinischen und der frühesten franziszeischen Zeit; der ausführlich wiedergegebene Briefwechsel Martinovics' mit Franz Gotthardi, dem Leiter des persönlichen geheimen Dienstes Kaiser Leopolds II., und die Konfidentenberichte des Martinovics; der schriftliche Niederschlag der politischen Bemühungen Martinovics' im J. 1793 und die Programme („Katechismen“) und andere Papiere der 1794 von ihm gegründeten revolutionären Gesellschaften. — Das meiste erscheint hier zum erstenmal im Druck, so auch das einzige unzweifelhaft noch zu Lebzeiten Leopolds II. entstandene Schriftstück über den kaiserlichen Auftrag an Martinovics, in Ungarn eine gegen die ständische Verfassung gerichtete Umwälzung zu bewirken.

Der zweite Band enthält die Akten des Majestäts- und Hochverratsprozesses der ungarischen „Jakobiner“; sodann, neben den eigentlichen Prozeßakten, auch die für das Verständnis der Verschworenen und die Kenntnis des Komplotts wesentlichen Protokolle über die in Wien stattgefundenen vorbereitenden Verhöre der Hauptangeklagten; weiters mehrere aufschlußreiche Stücke aus dem Schriftverkehr der Behörden. In der Einleitung zu diesem Band entwirft Benda auf Grund Neuland erschließender eigener Nachforschungen ein Bild der sonderbaren ungarischen Gerichts- und Prozeßordnung der Zeit.

Der dritte Band führt den Untertitel „Tagebücher, Aufzeichnungen, Flugschriften“. An erster Stelle wird das tagebuchartige Geschäftsprotokoll des Erzherzogs Alexander Leopold, des Palatins von Ungarn, abgedruckt; dem folgt ein Teil — etwa das erste Viertel — des schon mehrmals publizierten Gefängnistagebuchs Franz von Kazinczys, der im Jakobiner-Prozeß zum Tode verurteilt, jedoch zu unbefristeter Haft begnadigt wurde; sodann bringt der Band den Text des 1800 gedruckten anonymen antifranziszeischen Pamphlets „Der Majestätsproceß in Ungarn 1795“, dessen einziges bekanntes Exemplar in der Wiener Nationalbibliothek liegt; den Abschluß bildet die Wiedergabe einer regierungsfreundlichen Handschrift, der „Jacobinorum Hungaricorum Historia“ von Anton von Szirmay, mit kritischen Randbemerkungen seines Verwandten Kazinczy versehen. — Das Geschäftsprotokoll des Palatins, am 16. August 1794 angelegt und bis zum 8. Juli 1795 geführt, ist ein einzigartiges Dokument; es spiegelt von Tag zu Tag die Hintergründe der Prozeßführung und wirft auf weiten Strecken ein Licht auf die Entstehung der Ansichten und Entschlüsse des Erzherzogs. Die Aufnahme der stellenweise kaum entzifferbaren, von schwer zu deutenden Abkürzungen durchsetzten Aufzeichnungen in die 1926 publizierten „Schriften Alexander Leopolds“

²⁾ Koloman Benda (Hrsg.), *A magyar jakobinusok iratai* (Schriften der ungarischen Jakobiner], I: Budapest 1957, II u. III: Budapest 1952.

Mitteilungen

ist seinerzeit unterblieben; K. Benda hat sie nun in einer musterhaften Edition zugänglich gemacht. Die Flugschrift aus dem J. 1800 — wohl irrtümlich dem bedeutenden madjarischen Aufklärer Gregor von Berzeviczy zugeschrieben³⁾ — besitzt nur in wenigen Punkten Quellenwert. Die „Historia“ Szirmays spiegelt größtenteils zeitgenössische Mutmaßungen und Gerüchte, aber die ihr angefügten Glossen Kazinczys sind von erheblichem Interesse.

★

Alle drei Bände sind aufs umfassendste annotiert; die Textwiedergaben des ersten Bandes sind überdies zum Teil in einen Kommentar eingebettet. Dieser dient der Erhellung der angerührten verwickelten Vorgänge, die sich zumeist im Halbdunkel einer von polizeilichen und konspirativen Ränken erfüllten politischen Unterwelt abgespielt haben.

Es finden sich auch — vor allem in den Fußnoten — auffällige Unebenheiten und Lapsus; da sie aber inmitten einer von sachkundiger Akribie gekennzeichneten Gesamtleistung auftreten, wird man sie wohl als Indizien dafür anzusehen haben, daß die Arbeit an der Edition in den J. 1952—56 unter bedrückend ungünstigen Bedingungen vor sich gegangen sei. Es wäre daher beckmesserisch, die in ihrer Mehrheit trivialen und, gemessen an dem im ganzen Gebotenen, geringfügigen Irrtümer hier der Reihe nach ankreuzen zu wollen. Ein Nachtragsband mit dem in das Werk noch nicht aufgenommenen einschlägigen Stoff (ich denke sowohl an schon publizierte, aber schwer zugängliche Texte wie auch an Ergebnisse neuerer Forschungen) wäre der gegebene Ort für die gründliche Bereinigung der Errata in Band I—III.

★

Der Quellensammlung gebührt uneingeschränkte Zustimmung; zu der 93 Seiten umfassenden Einleitung des Herausgebers zum ersten Band wären Einwände anzumelden. Da Benda selbst in französischer und in deutscher Sprache je einen längeren Auszug aus der Einleitung publiziert hat⁴⁾, erübrigt sich hier eine ausführliche Inhaltswiedergabe. Benda entwirft ein lebensvolles Bild vom Hintergrund der ungarischen Jakobiner-Verschwörung, er legt aber auch einige Thesen

³⁾ Der Verfasser der Flugschrift gibt eine irrtümliche Darstellung der von Martinovics gegründeten geheimen Gesellschaften und deren Programme („Katechismen“); sie ist augenscheinlich das Werk einer Person, die ihre einschlägigen Kenntnisse aus dritter und vierter Hand geschöpft hat. Berzeviczy stand aber nach den — auch von Benda hervorgehobenen — neuesten Forschungsergebnissen dem Komplott sehr nahe, wenn er nicht gar zu den Verschworenen gehörte. Die in Berzeviczys Nachlaß aufgefundenen lateinischen Teil-Übersetzungen der Flugschriften muten auch weit eher als Exzerpte eines stark anteilnehmenden Lesers an denn als Vorentwürfe des Autors.

⁴⁾ Koloman Benda, Die ungarischen Jakobiner, in: W. Markov (Hrsg.), Maximilien Robespierre, Berlin 1958, S. 441 ff.; ders., Les Jacobins hongrois, in: Annales Historiques de la Révolution Française, Paris 1959 (XXXI), S. 38 ff.

Mitteilungen

vor, die zu Einwänden Anlaß geben. Da diese Thesen einen besonderen Widerhall gefunden zu haben scheinen, sollen sie im folgenden einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Sie ließen sich etwa so zusammenfassen:

Im Ungarn der J. 1793—94 habe sich eine große oppositionelle Bewegung — mit dem patriotischen Kleinadel als Massenbasis und der demokratischen Intelligenz als Führungsgruppe — entfaltet; führender Kopf der Bewegung sei der nichtadelige Rechtsgelehrte Joseph Hajnóczy gewesen; im Laufe des J. 1794 haben die Spannungen in Ungarn zu einer revolutionären Situation geführt (Benda: „Ende 1794 stand das Land beinahe in Flammen“); der abenteuernde Martinovics, der im April 1794 als Außenseiter zu der von ihm völlig unabhängigen Bewegung gestoßen sei, habe mit dem Ansporn zur Bildung einer Organisation als Katalysator gewirkt, geschichtszufällig die Gründung der ideologisch von Hajnóczy beherrschten geheimen revolutionären Gesellschaften veranlaßt.

Hierzu wäre folgendes zu sagen: Die Annahme des Waltens einer von Martinovics unabhängigen großen oppositionellen Bewegung und des Aufkommens einer revolutionären Situation in der fraglichen Zeit widerspricht den Ergebnissen aller ungarischen Historiker und findet auch in den neuerdings erschlossenen Quellen keine Stütze. Freilich könnte man auch für das Ungarn der J. 1793—94 von einer oppositionellen „Bewegung“ und einer „revolutionären Situation“ sprechen, aber dann müßte man zur Vermeidung von Mißverständnissen klarstellen, daß man diese Termini in einem eigenwilligen, vom Gemeingebrauch abweichenden Sinn anwendet. Üblicherweise verstehen wir im geschichtlichen Bereich unter „Bewegung“ nicht Bewegtheit schlechthin, sondern wohl nur ein sich Bewegen Vieler in derselben Richtung. Im Stephansreich fehlte es in der besagten Zeit gewiß nicht an Bewegtheit, aber bei aller Steigerung der Unzufriedenheit und der Unruhe war — bis zum Auftreten Martinovics'! — gerade das Zerflattern der oppositionellen Kräfte, das Fehlen der einheitlichen Ausrichtung der Widersacher der Regierung ein wesentliches Merkmal der Verhältnisse im Land. Was die Annahme der „revolutionären Situation“ anlangt, so erscheint die Schilderung eines beinahe in Flammen stehenden Landes als sehr starke Übertreibung, und man wird kaum leugnen können, daß die Situation in Ungarn 1793—94 unvergleichlich weniger revolutionär gewesen ist als im Sommer 1790. Die einzige heranziehbar (in Bendas französischem Forschungsbericht besonders hervorgehobene) Belegstelle in den Quellen⁵⁾, eine Nachricht von rebellischen Absprachen unter acht Komitaten des Königreiches, erweist sich bei näherer Prüfung als ein von Martinovics erfundenes Märchen.

Nicht stichhaltig erscheint auch die Darstellung Hajnóczys als Zentralfigur und Martinovics' als geschichtszufällige Nebengestalt für die Angelegenheit der ungarischen „Jakobiner“. Eine Führerrolle Hajnóczys läßt sich aus den Quellen weder für das von Benda als „Bewegung“ bezeichnete Phänomen, noch für die geheimen Gesellschaften begründen. Was aber Martinovics betrifft, so tritt er uns auch aus den von Benda edierten Schriftstücken unbestreitbar als der überragende Urheber alles dessen entgegen, was im Ungarn des J. 1794 als revolutionäre „Bewegung“ im üblichen Sinn dieses Wortes angesprochen werden kann. Auch Hajnóczy unterwarf sich immer gehorsam, ja blind dem Ex-Professor, übernahm widerspruchslos die in vielem von den eigenen Vorstellungen Hajnóczys

⁵⁾ A.a.O., S. 47.

abweichenden Martinovicsischen Programme. Der erste Band der „Schriften der ungarischen Jakobiner“ läßt schon in seinem Aufbau Martinovics als Zentralgestalt erscheinen: Nahezu die Hälfte der 1200 Seiten ist den Schriften Martinovics' gewidmet, und auch die (größtenteils frei erfundenen) vertraulichen Berichte des Ex-Professors werden ausführlich wiedergegeben. Diese Berichte sagen sehr wenig über die ungarische Wirklichkeit, umso mehr über die Person ihres Schreibers aus. Die Wiedergabe der meisten Papiere Martinovics' wäre nicht zu rechtfertigen, wenn man seine Führerschaft in der Angelegenheit der „Jakobiner“ leugnen wollte.

Einen Hinweis auf die Herkunft der quellenfremden Thesen gibt uns Walter Markov. Er bemerkt in einer dem Jakobiner-Thema gewidmeten Arbeit in einer Fußnote, der erste, die auswertende Einleitung enthaltende Band der „Schriften der ungarischen Jakobiner“ mußte „mit fünfjähriger Verspätung“ erscheinen, weil er erst „nach der Beseitigung des Rákosi-Regimes und nach der Emigration Stephan Katós“ veröffentlicht werden konnte⁶⁾. Der von Markov erwähnte Kató ist der Verfasser zweier in der Budapester historischen Zeitschrift „Századok“ 1950—51 abgedruckten Aufsätze, die augenscheinlich parteiamtliche Weisungen für eine von den Machthabern gewünschte Jakobiner-Forschung kundgegeben haben. Benda weicht an dem wesentlichen Punkte von den Kató'schen Richtlinien entschieden ab: Kató fordert eine Idealisierung und Heroisierung Martinovics', während Benda diesen der geschichtlichen Wahrheit getreu darstellt, d. h. in einer Weise, die jedem Versuch einer Idealisierung den Riegel vorschreibt. Dem Hinweis Markovs folgend wird man in dieser Abweichung die hauptsächliche Ursache für die „fünfjährige Verspätung“ zu suchen haben.

In einer Umwelt, in der es — dem wohl gut unterrichteten Leipziger Historiker Markov zufolge — eines Regimewechsels bedurfte, um eine für einen Kreis von Spezialisten bestimmte fachwissenschaftliche Publikation abschließen zu können, werden mancherlei Einflüsse das Aufkommen kompromißhafter Hypothesen begünstigt haben⁷⁾. Sie schmälern aber die hervorragende Leistung Koloman Bendas nicht, und sie tun auch der großen Bedeutung seiner Quellenpublikation keinen Abbruch⁸⁾.

München

Denis Silagi

⁶⁾ Walter Markov, I giacobini dei paesi asburgici, in: Studi storici, 1962 (III), S. 495, Anm. 4: „[...] il volume I del Benda, con le valutazioni introduttive, poté uscire soltanto nel 1957, con cinque anni di ritardo, dopo l'eliminazione del regime Rákosi, e I. Kató è emigrato.“

⁷⁾ Vgl. etwa den Abstand zwischen den quellennahen Ausführungen über den Kreis der Verschworenen in Band II der „Schriften“ (1952), S. 47, Anm. 1, und den — möglichen, aber von den Quellen her nicht gestützten, wie es scheint, der These von der großen Bewegung angepaßten — Zahlenangaben in der Einleitung zu Band I (1957), S. LXXXII.

⁸⁾ Vollends abwegig wäre es, das Werk Bendas in die Nähe einer Art von Publikationen rücken zu wollen, als deren Beispiel hier nur ein Buch verwandten Themas, „Süddeutsche Jakobiner“ von Heinrich Scheel (Berlin [Ost] 1962), genannt werden soll. Dieses Buch bietet wohl einiges Brauchbare (vor allem an neu erschlossenem Quellenmaterial, das freilich die Interpretationen des Verfassers immer wieder unmittelbar widerlegt), aber es ist insgesamt ein Produkt wissen-

Mitteilungen

schaftswidriger Einflüsse. Als solches kennzeichnen es, um nur wenige typische Momente aus der leidigen Fülle herauszugreifen: die durchlaufende primitiv-marxistische Diktion; die Anrufung von Joseph W. Stalin und Walter Ulbricht in der Reihe der Leitsterne des Verfassers; die Beschimpfung Konrad Adenauers im Vorwort der dem ausklingenden 18. Jh. geltenden Arbeit; ein Lob für „Die Entstehung der politischen Strömungen in Deutschland 1770—1815“ mit der Begründung, daß Fritz Valjavec darin „auch Plänen bestimmter imperialistischer Kreise in den USA nach 1945 entgegentrat“. Die Arbeit Koloman Bendas hat mit dergleichen auch in den wenigen Passagen, gegen die Widerspruch angemeldet worden ist, nichts gemein.

Ein Bukowiner Freikorps im Jahre 1797

Im Wiener Hofkammerarchiv ist unter den Kameralakten von Galizien, Jahrgang 1797, auch ein Referat der Hofkammer zu finden, das sich mit der Besoldung und Verpflegung eines Korps der Pleiaschen Landschützen in der Bukowina befaßt. Da über ein Bukowiner Freikorps aus dieser Zeit bisher überhaupt nichts bekannt war, beschäftigte sich nun der Verfasser der vorliegenden Abhandlung mit dieser Frage und konnte daraufhin an der Hand des aufgefundenen Materials folgendes feststellen:

Über Freiwilligenformationen, die in der Bukowina um die Wende des 18. Jahrhunderts aufgestellt wurden, berichtete bisher nur Werenka in seiner Abhandlung „Der Kriegsruf an die Bukowina im Jahre 1809“ ausführlicher. Er führte u. a. an, daß bereits in den J. 1778 und 1799 ein sogenanntes Häscherkorps vom Bukowiner Adel geschaffen wurde, das hauptsächlich die Aufgabe hatte, Ruhe und Ordnung im Lande aufrechtzuerhalten. Vor allem sollte dieses Korps den Kampf gegen die immer stärker werdende Tätigkeit der Räuberbanden, die aus der Moldau in die Bukowina eindrangen, aufnehmen. Werenka schilderte dann weiter, daß im Türkenkriege 1788 der Bukowiner Adel ein Freiwilligenkorps, das sogenannte Arnauten-Korps, aufstellte, das der Armee des Herzogs Josias von Coburg zugeteilt war und das unter dem Kommando des Hauptmanns Bedeus von Scharberg stand. Er erwähnte ferner noch sehr ausführlich die Schaffung einer Bukowiner Freiwilligenformation im J. 1809, ohne aber die Ereignisse des J. 1797 und die Errichtung des Freikorps der Pleiaschen Landschützen überhaupt nur zu streifen¹⁾.

Auch in Kaindls Veröffentlichungen über Freiwilligenformationen in der Bukowina findet sich kein Hinweis auf dieses Freikorps.

Die Vorgeschichte der Gründung dieser Pleiaschen Landschützen war nun folgende:

Nach der Schlacht von Maciejowice am 10. Oktober 1794 erfüllte sich das Schicksal Polens. Es wurde von der Landkarte als unabhängiger Staat gestrichen. Der Kommandant der polnischen Armee, Tadeusz Kosciuszko geriet in russische Gefangenschaft, während König Stanislaus Poniatowski abdankte. Die Angehörigen der geschlagenen Armee, soweit sie nicht in Gefangenschaft gerieten, suchten ihr Heil in der Flucht in das Ausland. Vor allem wandten sie sich in das tür-

¹⁾ Werenka, Der Kriegsruf an die Bukowina im Jahre 1809, Czernowitz 1903.

Mitteilungen

kische Reich, das damals zu Rußland nicht in den besten Beziehungen stand. Hier hofften sie angesichts der antirussischen Einstellung der türkischen Politik nicht nur ein gesichertes Asyl, sondern auch die Möglichkeit zu finden, die Reste der geschlagenen Armee zu sammeln, sie zu reorganisieren und sie für den Kampf um die Wiedergewinnung ihres verlorenen Vaterlandes bereitzustellen.

Auf diese Weise kamen auch zahlreiche Angehörige der besiegten polnischen Streitkräfte in die Fürstentümer Moldau und Walachei. Ihr Führer war der Brigadegeneral Joachim Denisko, der sich mit den Angehörigen seines Stabes in der Moldau niederließ. Anfangs verhielten sich diese Emigranten ruhig und warteten nur eine günstige Gelegenheit ab, um den Kampf für die Wiedergewinnung ihrer Heimat neuerlich aufnehmen zu können. Dieser Zeitpunkt schien gekommen, als die Heere Napoleon Bonapartes die österreichische Armee entscheidend schlugen, ganz Norditalien besetzten und gegen Wien vordrangen. Der Erfolg Frankreichs brachte den Emigranten neue Hoffnungen und General Denisko dachte daraufhin an einen Angriff gegen Österreich, ein Plan, der vor allem vom französischen Botschafter in Konstantinopel, Aubert Dubayet, gefördert wurde. Denisko teilte seine kleine Streitmacht in zwei Gruppen, die eine, die bei Mamornitza an der Bukowiner Grenze stand und die andere, die in den moldauischen Bergen konzentriert war, von wo aus sie den Vormarsch über die Bukowina nach Galizien antreten wollten, in welchem Gebiet nach den Plänen dieser Emigranten gleichzeitig ein Aufstand ihrer Konnationalen hätte ausbrechen sollen.

Die österreichischen Behörden erfuhren von diesen Absichten jedoch noch rechtzeitig genug, um Gegenmaßnahmen treffen zu können. Am 21. Mai 1797 informierte der österreichische Konsularagent in Jassy, Timoni, den Internuntius in Konstantinopel, Freiherr von Thugut, daß Denisko seine Mannschaft in der Moldau an der Grenze der Bukowina konzentriere und gleichzeitig auch eine rege Korrespondenz mit seinen Gesinnungsgenossen, die sich in der damals türkischen Chotiner Raya befanden, unterhalte. Es sei daher zu befürchten, daß auch die in diesem Gebiete befindliche Gruppe von polnischen Emigranten für einen Angriff gegen die Bukowina bereitstünde. Deshalb glaubte Timoni, die Behörden in Galizien warnen zu müssen, damit diese noch rechtzeitig geeignete Gegenmaßnahmen treffen sollten²⁾.

Der Fürst der Moldau, Alexander Callimachi, verhielt sich zu den wiederholten Vorstellungen Timonis ganz indifferent und schritt gegen die militärischen Vorbereitungen der Polen auf moldauischem Boden nicht ein. Seine Haltung war, wie er erklärte, hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß er von der Pforte keine entsprechende Weisung erhalten hätte³⁾.

Inzwischen wurden die Behörden in der Bukowina auf die Angriffsvorbereitungen der polnischen Flüchtlinge aufmerksam gemacht. Der Chef der österreichischen Verwaltung in der Bukowina, Kreishauptmann Freiherr von Balsch, begann nun die Bauern im Norden des Landes und im Gebiete des Czeremosch zu bewaffnen und aus den Reihen des niederen Adels, den Ruptaschen und Schlachzizen sowie aus Freibauern, den sogenannten Reseschen, eine Reitertruppe aufzustellen, die

²⁾ Jorga, *Documente privitoare la familia Callimachi*, Bukarest 1902, Band I, S. 94—95.

³⁾ Ebda., S. 95—96.

Mitteilungen

zusammen mit den geringen, auf dem Boden der Bukowina befindlichen Streitkräften der österreichischen Armee die Grenzen dieses Kreises verteidigen sollten.

Diese Truppen wurden hauptsächlich im Raume von Dobronoutz, Toporoutz und Bojan aufgestellt, gegen die sich auch am 25. und 26. Juni 1797 ein Angriff der polnischen Freischärler richtete. Denisko wendete sich mit seiner Gruppe hauptsächlich gegen Dobronoutz, während ein zweiter polnischer Anführer namens Ilinski Bojan bedrohte. Am 27. Juni griffen die Polen neuerlich an. Da Gefahr bestand, daß die schwachen österreichischen Verteidigungslinien von den Aufständischen durchbrochen werden könnten, mußte Kreishauptmann von Balsch für Verstärkung sorgen. Er beauftragte den Reseschen Jenachi Istratutza aus Stanestie, die Dörfer des Pruthtales aufzusuchen und Schützen sowie Reiter aus den Reihen der Bauern zu sammeln. Istratutza mußte den Bauern versprechen, daß sie im Falle eines Einsatzes nicht nur eine entsprechende Besoldung sondern auch Auszeichnungen für tapferes Verhalten erhalten würden. Es gelang ihm auch, eine größere Anzahl von Bauern aus den Gemeinden Broskoutz, Draczynetz, Stanestie u. a. zusammenzuziehen, die mit Gewehren, Pistolen und Sensen ausgerüstet waren, während Freiwillige aus den Reihen des Adels eine berittene Gruppe dieses Freikorps bildeten.

Ein neuerlicher Aufruf des Kreishauptmanns hatte zur Folge, daß der Bojar Georg Flondor auch im Russisch-Kimpolunger Distrikt Freiwillige für die Verteidigung der Bukowiner Grenzen warb. Es gelang ihm, eine Gruppe von 239 Mann Fußtruppen sowie 120 Reiter aufzustellen, die an die gefährdeten Punkte der Grenzlinie gebracht wurden. Am 3. Juli 1797 kam es zu Kämpfen mit den polnischen Angreifern, die im weiteren Verlaufe über die Grenze in die Moldau zurückgedrängt wurden und in Hinkunft alle weiteren Angriffsabsichten aufgaben. Das Freikorps hatte damit seine Aufgabe erfüllt und am 6. Juli konnten die Freiwilligen wieder in ihre Dörfer heimkehren. General Denisko zog sich mit seiner Streitmacht nach Fokschani in die Walachei zurück, die moldauischen Behörden gaben sich nach einer Intervention des österreichischen Vertreters in Jassy die größte Mühe, die wenigen, noch auf dem Boden des Fürstentums verbliebenen Flüchtlinge ausfindig zu machen und auszuweisen⁴).

Sieben polnische Insurgenten, die in die Hände des Freikorps fielen, wurden nach einem kurzen standrechtlichen Verfahren zum Tode verurteilt und in Czernowitz öffentlich hingerichtet. Dieses Schauspiel beendete den Putschversuch der Polen, in den Grenzgebieten der Bukowina trat nun wieder Ruhe ein⁵).

Wien

Erich Prokopowitsch

⁴) Balan, Emigranții poloni în Bucovina și Moldova, Czernowitz, o. J., S. 6—8.

⁵) Verwaltungssachiv Wien, Vereinigte Hofkanzlei, Zl. 26307/1928 vom 5. Aug. 1797, Acta 23.